

125

SATTELET

des

Siebenbürger Wochenblattes.

N^o 5.

Kronstadt, den 16. Jänner.

1842.

Politische Aphorismen.

Hervorgehoben durch den gegenwärtigen Landtag.

(Fortsetzung.)

22.

Die Einkünfte der sächsischen Pfarrer anlangend, so springt das Unbillige der unverhältnißmäßig großen Verschiedenheit dieser Einkünfte unangenehm in die Augen, und thut dem Rechtsgefuhle um so weher, als die Erfahrung lehrt, daß nicht selten die tüchtigsten Männer, die als Prediger oder Gymnasiallehrer in Städten ihre besten Kräfte aufgeopfert und mit Resignation auf Bequemlichkeit, Lebensgenüsse und oft auf nothwendige Bedürfnisse des Lebens auf der steilen Bahn der Wissenschaft fortgeschritten sind und nebst ihren anstrengenden vorschristmäßigen Geschäften noch durch Privatunterricht und Lucubrationen — indem sie von dem firen Gehalte, wie sie es auch anfangen mögen, unmöglich leben können — ihre Gesundheit geschwächt haben, schwache Pfarren erhalten, auf denen manche entweder lebenslänglich bleiben, oder so spät auf eine bessere gewählt werden, daß sie die nun bessern Einkünfte nicht mehr auf die gewünschte Ausbildung ihrer schon erwachsenen Kinder verwenden können, während minder würdige, in ihrem Beruf gleichgiltige, die aber die Kunst sich geltend und beliebt zu machen, und nicht selten sogar auf unwürdige Weise Parteien für sich zu bilden, besser verstehen, die besten Stellen erlangen. Dieser Uebelstand ist nicht nur für den einzelnen Geistlichen niederschlagend, sondern muß auch einen höchst verderblichen Einfluß auf die gegenseitigen Gesinnungen der Geistlichen üben, die Bruderliebe unter ihnen ersticken, den Stolz des Reichen wecken, das Sinken des Armen — auf das Sinken in materieller folgt gar gerne auch das in moralischer und geistiger Hinsicht — beschleunigen. Ich glaube, es sei die heiligste Pflicht unsrer geistlichen Vorsteher und unsers Oberconsistoriums auf Abhilfe für diesen Uebelstand ernstlich zu denken, und bald dazu zu schreiten. Das »Wie?« zu lösen ist freilich eine schwierige Aufgabe und erfordert die Kräfte der weisesten und energischsten Männer unserer Nation; doch ist nicht zu zweifeln, daß es diesen gelingen werde, sie zu lösen, die Mittel ausfindig zu machen und mit gutem Erfolg in Anwendung

zu bringen *). Könnte wohl nicht eine so einfache, so wenig als möglich kostspielige Cassaverwaltung aufgestellt werden, welche die Gesamteinkünfte der Zehnten, die etwa verpachtet werden könnten, verrecknete die nach einer weisen Anordnung die einzelnen Pfarrer auszahlte, für die bei dem steigenden Pachtschilling natürlich auch die Dividende, da die Geldverhältnisse sich ändern, steigen sollten? Dürfen wir von einer weisen gerechten Regierung im 19. Jahrhundert etwa dabei befürchten, was uns eigennützige rohe Fürsten einer wilden fast gefesselten Zeit gethan haben? Wird sie nicht mit Freuden eine Maßregel unterstützen und bestätigen, die allen gerechten Klagen und den grellen Mißverhältnissen in der Subsistenz unsrer Geistlichen ein Ende macht? — Die Wahlfreiheit sollen wir uns wahren. Aber müssen wir sie ganz in den Händen der »Ewigblinden« lassen? Könnte nicht das Oberconsistorium oder die Domesticallconsistorien in Verbindung mit den Dorfscommunitäten mit unparteiischer Berücksichtigung des Ranges und Verdienstes die Pfarrer wählen, die dann nach einer zweckmäßig regulirten Befoldung nach ihrem Alter und ihrer Capitularamtsführung in verhältnißmäßig bessern Gehalt aufrückten? Muß nicht der Landmann die Achtung vor seinem Seelsorger, ja vor der Religion und allen menschlichen Einrichtungen verlieren, wenn bei den Pfarrerwahlen die Fälle sich immerfort erneuern, die jeden Freund des Rechts, der Religion und Sittlichkeit mit tiefster Behemuth erfüllen? Muß nicht die Gesinnung unsers Landvolks bis auf die Wurzel verderbt und vergiftet werden, wenn es nicht nur in weltlichen, sondern auch in den heiligsten Interessen der Menschheit das niedrige Interesse vorwalten sieht? Wie kann seine selbstständige Freiheit damit bestehen, wenn es hier durch die »Flasche«, dort durch »Silberklang« hier durch Drohungen oder Einschüchterungen, dort durch andre Vorspiegelungen verwirrt und hin und her gerissen wird? Sollte sich dies auch nur bei jeder vierten oder fünften Wahl wiederholen, so verdient es doch radikale Abstellung. — Bei der vorzunehmenden Reform in dieser Hinsicht sollte besonders auch darauf gesehen werden, daß in den Städten die in jeder Hinsicht ausgezeichnetesten

*) Die folgenden unmaßgeblichen Fragen, wollen nur als solche betrachtet sein.

125

und tüchtigsten Geistlichen beibehalten und so besoldet würden, daß sie sich nicht auf das Land sehnten. Bei einer firen Besoldung würden auch unsre Dorfsparren durch keine häuslichen Wirrsale, verursacht durch eine weit- und vielverzweigte Wirthschaft, vieles Gesinde u. s. w. der Gefahr moralisch und physisch zu verbauern preisgegeben, sie könnten mit Lust und Liebe ihrem Berufe leben, auf ihre Vorträge sich besser vorbereiten und überhaupt den vielen und großen Anfordernngen, die an sie gemacht werden, entsprechen und, was von großer Wichtigkeit ist, sie kämen nicht in die unangenehmen und heillosen Berührungen mit ihren Zuhörern um das Mein und Dein. Höchst nothwendig wäre auch für unsere Geistlichkeit eine allgemeine vollständige, auf einer allgemeinen Synode aufzusetzende Norm für ihr amtliches Verhalten, indem der junge Geistliche in vielen, und selbst der erfahrene in manchen Fällen sich schwer oder gar nicht zu helfen weiß. Diese Vorschriften sollten von Zeit zu Zeit ebenfalls auf Synoden ergänzt, verbessert und den jedesmaligen Verhältnissen angepaßt werden. Ueberhaupt sollten öfter Synoden gehalten werden, wo das Nothwendige besprochen und Beratungen und Vorschläge gemacht werden könnten. — Für die Kirchenvisitationen sollten mehre Commissionen ernannt werden, damit sie öfter, strenger und durchgreifender ihr wichtiges Geschäft verwalten könnten. (Schluß folgt.)

Öffentliche Antwort auf einen anonymen Brief.

Klausenburg, 28. Dezember 1841.
(Fortsetzung.)

Wir gehen zum zweiten Grunde des Brieffschreibers über, wo er meint:
»Es sei wohl in Deutschland nicht nur patriotisch sondern auch höchst nothwendig, an der deutschen Nationalität zu halten; nicht so in Siebenbürgen.« — Auch hier sind wir ganz entgegengesetzter Meinung. Was ist es denn eigentlich, was es dem Deutschen in Deutschland zu etwas Patriotischem und höchst Nothwendigem macht, an seiner deutschen Nationalität zu halten? Es ist die angeborene, fast instinktartige Liebe zu dem Volke, unter welchem er das Licht der Welt erblickt hat, dessen Sprache er spricht, und dessen Denk- und Empfindungsweise sich ihm unwillkürlich mitgetheilt hat; es ist die in der Brust jedes bessern Menschen in stärkerm oder schwächerm Grade erwachende Dankbarkeit für das viele Gute, das er seinen deutschen Vorfahren zu verdanken hat; es ist die jedem Deutschen bald sich aufdrängende Ueberzeugung, im innigen Zusammenhange mit dem deutschen Volke an geistiger und sittlicher Bildung glücklicher fortschreiten, seine Menschenbestimmung sicherer erreichen zu können; es ist endlich der begeisterte Hinblick auf die Größe und den Ruhm des deutschen Volkes, wovon auf jeden einzelnen Deutschen ein Theil fällt und ihm überall, wo man für wahre Volkergroße und Bildung Sinn

hat, zur Empfehlung gereichen. Findet sich dieses Alles nun bei dem Deutschen in Siebenbürgen nicht? Auch er ist ja unter Deutschen geboren worden, spricht die herrliche, klangreiche, an Ausbildung und Wortreichthum keiner andern europäischen nachstehende deutsche Sprache, hat sich deutsche Denk- und Empfindungsweise angeeignet und liebt sein Volk über Alles; auch er hat ja seinen deutschen Vorfahren unaussprechlich viel Gutes zu verdanken, ein cultivirtes, vor allen übrigen Theilen Siebenbürgens sich auszeichnendes Land, das Sachsenland, eine treffliche, von den gebildetsten Völkern erst angestrebte, über die ungarische weit erhabene, Verfassung, zahlreiche Anstalten zur Bildung des Geistes und des Herzens und einen durch die anfechtungsreichsten Jahrhunderte hindurch rein und unbeslekt bewahrten, ruhmvollen Namen; auch er sieht es ja ein, daß er als Deutscher viel glücklicher auf der Bahn der Gesittung fortschreiten und seine Menschenbestimmung erreichen kann, als wenn er sich zu welcher Nationalität immer hinwendet; auch er kann sich, im Bewußtsein, noch jetzt so vollkommen Deutsch zu sein, wie einst seine Vorfahren bei ihrem Austritte aus Deutschland es waren, mit tiefinniger Begeisterung einen Sohn des Volkes nennen, das die entwürdigende Zwingherrschaft des alten und neuen Roms gebrochen, die Buchdruckerkunst erfunden, und die Völkerknecht bei Leipzig geschlagen hat, und für einen Bruder der großen Carle und Friedriche, der Hufe und Luthere, der Kante und Schellinge, der Goethe und Schiller sich halten. — Diesem Allem sollte er nun mit der deutschen Nationalität entsagen und Ungar werden? Werdet, ihr lieben ungarischen Brüder zuerst das, was die Deutschen sind, ein hochgebildetes, kunst- und erfindungsreiches, um den Fortschritt der Menschheit zu ihrer wahren Menschenbestimmung hochverdientes, an wahrhaft großen Männern und Thaten reiches Volk, und habt somit, womit ihr uns einen Ersatz bietet, für das, was wir in unsrer deutschen Nationalität hingeben: dann ist's vielleicht möglich, daß wir von Achtung und Bewunderung für euer Größe hingerissen, der innigen Beziehungen, die uns an Deutschland knüpfen, vergessen und eueres Volkes werden; aber so, wie es jetzt noch um euch steht, werden wir — wie sehr wir euch auch lieben und schätzen und zu eueren gegenwärtigen Fortschritten euch Glück wünschen, — uns dennoch hüten, euerm Anfinnen zu folgen und Ungarn zu werden. Denn das hieße nicht gewinnen, sondern verlieren; nicht höher sich heben, sondern tiefer sinken; nicht vorwärts — sondern zurückschreiten: und ist denn nicht ununterbrochener Fortschritt des Menschen urenige Bestimmung? — Dabei sind und bleiben wir, — wie unmöglich es auch dem Brieffschreiber erscheint, Sachsen und Siebenbürger sein zu können — im strengsten Sinne Siebenbürger und verstoßen gegen kein Gesetz noch kränken wir eines Dritten Rechte. Denn »Siebenbürgen« ist bekanntlich kein specieller Volksname sondern die Collectivbenennung aller, an Nationalität und Sprache noch so verschiedener Bewohner unsers Vaterlandes. Auch gibt es hier, so wenig wie eine herrschende Religion, eben so wenig eine herrschende Nation, was nun freilich im Königreiche Ungarn ganz anders ist

126

125

und wie schon oben erwähnt ist, die Herrn daselbst höchst selten zu einer richtigen Ansicht unsrer Verhältnisse kommen läßt. Daß die Szekler und Ungarn Eine Sprache sprechen und einerlei Nationalität sind, ist ein Zufall, aus dem für die Sprache und Nationalität der Dritten, vollkommen gleichberechtigten Nationalität und Sprache durchaus nichts folgt. Gesezt, die Szekler wären auch deutschen Ursprungs und sprächen Deutsch, würden die Ungarn darum wohl ihrer Nationalität und Sprache entsagen? Gewiß nicht, und ganz mit Recht. — Oder meinen etwa Manche, wir sollten deswegen Ungarn werden, weil wir ja sehr weit vom großen deutschen Volkskörper wohnen, so versichern wir diesen, daß wenn es unsern Vorfahren bei den viel schlechteren Communicationsmitteln nicht zu schwer und lästig war, den Zusammenhang mit Deutschland zu bewahren, uns dieses heutzutage, bei der so sehr erleichterten Communication mit den entferntesten, durch Berge und Meere getrennten Völkern, noch weniger es ist, und so Gott will, von Jahr zu Jahr immer weniger werden wird. Die Entfernung der Länder und Völker schrumpft immer mehr zusammen und wenn vielleicht bald die Eisenbahnen auch bis zu uns vordringen, so kommen wir unserm großen Vaterlande so nahe, daß wir unsre Einheit mit demselben so lebendig fühlen und pflegen können, als wohnt man in seinen Marken, auf seinem Boden. — Wenn es also in Deutschland patriotisch und nothwendig ist, an der deutschen Nationalität heilig zu halten, so ist es auch für uns in Siebenbürgen wohnende Deutsche.

Der Briefschreiber sagt:

Atens. »Nicht einmal die Rücksicht auf den leichtern Erwerb deutscher Cultur mache es nöthig, Deutsche zu sein und zu bleiben.« Mit dieser Behauptung hat sich derselbe gewaltig geschnitten. Allerdings kann man, auch wenn man kein Deutscher ist, von Deutschlands Cultur Nutzen schöpfen, aber wie schwer und mangelhaft. Man muß, ob man aus eigener Anschauung an Ort und Stelle oder aus Büchern von den Deutschen lernen will, immerhin zuerst die deutsche Sprache erlernen, die, weil sehr wort- und formenreich, nicht jedem Nichtdeutschen leicht einkehrt, — oder man muß, was ja jetzt auch von den Ungarn sehr häufig geschieht, sich von den besten Geisteswerken der Deutschen Uebersetzungen verschaffen; aber gibt nicht jede, selbst die gelungenste Uebersetzung eines fremden Werkes, fast nur ein Schattenbild davon? Wie viel leichter ist das Alles, wenn man selbst Deutscher ist, die deutsche Sprache seine Muttersprache nennt und spricht, sich urkräftig zu Deutschland hingezogen fühlt und an dessen Fortschritten, weil man darin die Fortschritte seines eigenen Volkes sieht, den lebendigsten Antheil nimmt! Wie viel lieber schlagen auch deutsche Künstler und Manufacturisten den Weg dahin ein und tragen ihre Kunstfertigkeiten dorthin, wo sie Stamm- und Sprachverwandte finden; wie viel leichter dringt man in den Geist deutscher Erfindungen und Verbesserungen in allen Zweigen des Ackerbaues und der Industrie ein, wenn man mit der vollkommensten Kenntniß der Sprache des deutschen Volkes auch eine genaue Kenntniß seines Geistes besitzt. — Schämt also der Briefschreiber die deutsche Cultur so hoch, daß er

nicht ansteht zu behaupten, Europa müßte von den Deutschen lernen, so muß er es auch zugeben, daß die Cultur der Sachsen einen bedeutenden Abbruch leiden würde, wenn diese sich ihren ungarischen Landsleuten in der Masse anschließen möchten, daß sie Ungarn würden. — Sein das Gegentheil behauptender Grund spricht also gegen ihn und wir wollen auch deswegen auch künftighin Deutsche sein und bleiben, weil dieses die Rücksicht auf den leichtern Erwerb deutscher Cultur nöthig macht. — Aber die Sachsen sollen ihre Nationalität aufgeben und Ungarn werden, weil sie — so behauptet der Briefschreiber — dann:

Atens »mehr geliebt, mehr — geachtet werden würden.« — So spricht es denn der Briefschreiber unversehens aus, daß uns unsre Mitstände, die Szekler und Ungarn, nicht besonders lieben und achten. — Leider haben wir das schon seit Jahrhunderten erfahren; denn nur ein solcher Mangel der Liebe und Achtung gegen uns konnte es denselben möglich machen, den Sachsen so oft wegwerfend zu begegnen, das Eigenthumsrecht derselben an ihren Boden in Anspruch zu nehmen, ihr Hauptprivilegium von König Andreas II., das so viele nachfolgende Könige bestätigt haben, für untergeschoben zu erklären, sie ihrer Rechte und Freiheiten wo möglich zu entkleiden und die Verminderung ihres Einflusses auf die allgemeinen Angelegenheiten des gemeinsamen Vaterlandes durch Aufhebung des Curiat-Votums im Jahre 1791 so eifrig zu betreiben. Haben aber die Sachsen diese Abneigung und Mißachtung verdient? Haben sie die gegen die ungarische Krone bei ihrem Eintritte in Siebenbürgen eingegangenen Verbindlichkeiten etwa nicht erfüllt? Haben sie in der Folgezeit Aufstände und Empörungen gegen ihre rechtmäßigen Könige und Fürsten sich zu Schulden kommen lassen? Haben sie je an dem Ruin ihrer ungarischen und sseklerischen Mitbrüder gearbeitet? Nichts von diesem Allem; sie haben vielmehr, wie das die unwidersprechliche Geschichte zur Genüge beweiset, davon das gerade Gegentheil gethan. Sie haben, ihren Angeldobnissen getreu, die ihnen von König Geysa II. zugetheilte Wüstenei in ein blühendes, dörfen- und städtereiches Land verwandelt und hieher, an das Ende der Christenheit Cultur und Industrie verpflanzt; sie haben in Krieg und Frieden ihren Königen jederzeit so große und treue Dienste geleistet, daß diese ihnen zahlreiche, noch jetzt vorliegende Zeugnisse ihrer vollkommensten Zufriedenheit ertheilt haben; sie haben mit ihren ständischen Mitnationen die ihnen selbst nachtheilige und vielfach lästige, den andern aber vortheilhafte Union geschlossen und in Folge derselben ihre besetzten Städte und Burgen in kriegerischen Zeiten dem bedrängten ungarischen Adel gerne geöffnet. Dieses Alles schon gibt ihnen das vollkommenste Recht auf die Liebe und Achtung der Ungarn und Szekler, und versagen diese ihnen dieselben gleichwohl, so werden sie wenigstens nicht durch Hingabe ihres wichtigsten Gutes, ihrer Nationalität, dieselbe zu erwerben trachten; denn das wäre dem wohlverstandenen Wohle des gemeinsamen Vaterlandes schnurstraks zuwider gehandelt, wie wir das bei dem ersten Grunde dargethan haben, das würde ihnen früher oder später gewiß selbst

125

den Tadel der Besonnenern unter ihren Mitständen zuziehen und sie in ihren eignen Augen verächtlich machen — ein Unglück, das unstreitig größer und schmerzlicher ist, als wenn man von Andern ungerechter Weise verkannt und mißachtet wird. — Wir bleiben dennoch auch auf die Gefahr hin, von unsern Mitständen minder geliebt und geachtet zu werden, auch künftighin, wie bisher, Sassen. (Fortsetzung folgt.)

Theater zu Kronstadt.

Zweiter Artikel. *)

Dienstag, am 28. Dezember: Ich bleibe ledig. Lustsp. nach Albert Nota von Karl Blum. — Karl Blum ist einer von den Wenigen, denen das deutsche Lustspiel noch etwas verdankt, und namentlich hat er ein eigenthümliches, verdienstliches Talent, uns Stücke aus fremden Sprachen, nicht übersetzt, wie unzählige Andere es thun, die ihrem Autor durch Korb und Morast nachtreten, sondern wahrhaft verdeutscht vorzuführen. Zu diesen gehört auch das in Rede stehende, dem wir die zu Grunde-iegung eines italienischen Originals, wenn der Verfasser nicht selbst es einestände, schwerlich ansehen würden. Das Sujet ist in der Kürze wiedergegeben folgendes: Ludwig, der Nefee des Barons von Kautenkrantz und als Subject der Titelworte auch der Held des Stückes, hegt ein Vorurtheil gegen alle Frauen und hat sich entschlossen, ledig zu bleiben. Die Wissenschaften, die Kunst und die Freundschaft eines frühern Studien-Genossen, der ihm zu Danke verpflichtet ist, ersetzen ihm die Liebe und würgen ihm sein comfortables, freies Leben. Da auf einmal ziehen drei störende Gewitterwolken an dem Himmel seiner Zufriedenheit herauf: sein Freund, Gustav Dörner, für welchen, als für den einzigen Gegenstand seiner Sorgfalt, er bereits ein selbst ausgewirktes Patent zum wirklichen geheimen Commerzienrath in der Tasche trägt, um am folgenden, nämlich seinem Geburtsstage, ihn damit zu überraschen, dieser sein Freund also, dem er seine eignen Grundzüge eingepfist zu haben meint, verliebt sich; seine Tante Katharina, eine bejahrte, gefallsüchtige Witwe, in Gustav verliebt und von ihm sich wieder geliebt wähnend, weil sie aus dessen offenem Pulte einen Brief mit den beiden Anfangsbuchstaben ihres Namens entwendet und nicht Zeit gehabt hat, selben wieder hineinzulegen, zieht zu ihm in's Haus; und sein Oheim endlich dringt mit Gewalt in ihn, daß er sich vermählen solle. Doch scheint das Gewölk an Ludwiga vorüberzuziehen, denn seinen Freund ermahnt er, hält ihm seine Vereinsamung vor, wenn er eines Weibes wegen von ihm verlassen werden sollte, so daß Gustav, von Dankgefühl hingerissen, zuletzt ihm beethuert, ein zärtliches Verhältnis weder angeknüpft zu haben, noch anknüpfen zu wollen; — der Tante räumt er sein Zimmer ein und geht ihr aus dem Wege, wo er nur kann, — und dem Oheim motivirt er seinen unerlöschlichen Vorsatz, ledig zu bleiben, durch eine ziemlich abschreckende Schilderung des weiblichen Wankelmuthes. Jener aber läßt sich nicht abweisen, sondern trägt ihm auf der Stelle sein halbes Vermögen an, wenn er Karolinen, die 18jährige, unerfahrene Tochter seines Freundes, des Barons v. Viberstein, heirathen wolle; das Mädchen wisse noch durchaus nichts von Liebe, habe keinen andern Willen, als den ihres Vaters, und mit diesem sei die Sache schon in's Reine gebracht. Ludwig lacht dem Oheim, der sich übrigens für einen Menschenkenner ausgibt,

in's Gesicht, sucht ihm zu beweisen, wie unmöglich es sei, ein 18jähriges Mädchen, das nichts von Liebe wisse, zu finden, und verwettet endlich auf diese seine Behauptung hin eine bedeutende Summe Geldes und sein Herz. Demzufolge soll er alsbald sich dem Vater und der Tochter vorstellen, bedingt sich aber aus, seinen Freund Gustav, dessen er immer und überall eingedenk ist, mitnehmen zu dürfen. Nach einigen drolligen Auftritten mit der Tante, die von ihrem Bruder als Spottnamen auf ihr Alter und ihre zärtliche Natur Baucis genannt wird und Gustavs wegen später nachzufahren beschließt, findet die Vorstellung bei dem Baron Hippolit von Viberstein statt. Derselbe ist ein Adelsstolzer aus der Zorzeit, dem die Topographie seiner Stammschlösser und Stammgüter die Erdbeschreibung, und die Geschichte seiner Ahnen und Vorfahren die Weltgeschichte vertritt. Seine Tochter ist ein von ihm in längst verbrauchten Kenntnissen unterrichtetes, naives, lebenswürdiges Mädchen, ein gehorsames Kind, hat aber, seit sie einige ihr von einer Verwandten geliebten Liebesgeschichten gelesen und vielleicht gleichzeitig durch einen Zufall Gustav kennen gelernt hat, dessen Liebesgeständnissen nicht widerstehen können und sich verstoßen in eine Correspondenz mit ihm eingelassen, die anfangs nur ein im Garten befindlicher Baum, später indeß auch Sabine, ihr Mädchen, begünstigte. Ludwig kommt alsbald der Sache auf die Spur und auf den Grund, beschließt, auf seine Rechtshabung gegen den Onkel stolz und der gewonnenen Wette froh, das Glück seines Freundes und dringt, nachdem der Irrthum seiner Tante zu ihrem großen Verdruße recht ergötzlich aufgeklärt, des Oheims Menschenkenntnis auf Null reducirt und der adelstolze Baron durch die einstudierten Ohnmachten seiner Tochter, mehr aber noch durch das Geh. Rath's-Patent Gustav's besänftigt und geködert worden, vollkommen durch. Das Stück schließt mit den Worten Ludwigs: Für dies Mal bleib' ich ledig. Der Dialog darin ist gefällig, steifend, mitunter piquant, mehre Situationen wahrhaft belustigend, die Charaktere zwar etwas forcirt, aber doch consequent gehalten. Die Vorstellung selbst ließ Manches zu wünschen übrig; es fehlte an Schwung und Rundung: indessen gab und gibt Hr. Jolnics sich augenscheinlich Mühe (wenn er doch nur dem Studium der Mimik rechten Fleiß zuwenden wollte), der Dem. Volze aber gebührt namentlich in den naiven Scenen und in denen, wo sie als folgsame Tochter auftritt, vor allen der Preis. Hr. Müller gab den Baron Kautenkrantz in den beiden ersten Acten zu jovial, im letzten treffend und befriedigend; Hr. Frieße gefiel in seiner steifen Rolle mit Recht.

Donnerstag, am 30. Dez.: Hinko, der Freiknecht. Schauspiel 1c. 1c. von Charlotte Birch-Pfeiffer, rühmlichen Andenkens! Ein sogenanntes Ziehstück zum Vortheile des Hrn. Jolnics. Solche Vorstellungen werden allgemein nur nach dem pecuniären Ertrage beurtheilt; wer also die Einnahme kennt, wird auch das beste Urtheil fällen können. Uebrigens ist die Kritik eben so gut ein Weib, wie die Madame Birch-Pfeiffer, nur aber auch ebenso verdienstvoll, als diese verdienstlos, eben so unnachgiebig, als diese ergiebig, und es ist kein Wunder, wenn es zwischen beiden schon zu zungenfertigen Auftritten kam. Zum Glück haben wir das gedachte Stück voller Unnatur und Geschaubtheit, voller unverdaulicher, bald düstelder, bald grotesker Romantik nur im Auszuge gesehen.

Gern möchten wir noch über einige spätere Vorstellungen referiren, allein wir fürchten, die Redaction werde jenem attischen Räuber ähnlich handeln (pardon!) und unsre unbefangenen zu ihr pilgernden Kritiken in das Prokrustes-Bett der Journal-Gralten zwingen, abhauend und abschneidend, wo sie zu lang sind. Darum behalten wir Weiteres uns vor und versprechen, künftig kürzer zu sein. —ff—

*) Durch Uebersetzung an Stoff veripatet.